

Helmut Bonheim

Die Traumbibliothek (1973)

Elektronische Veröffentlichung. Hrsg. von Dietmar Haubfleisch.
Paderborn: Universitätsbibliothek, 2012:
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:2-9921>

Vorbemerkung

Der Beitrag erschien in: Verband der Bibliotheken in Nordrhein-Westfalen. Mitteilungsblatt N.F. Jg. 23 (1973), S. 119-122.

Sein Autor, Helmut Bonheim (1930-2012), war von 1965 bis 1995 Inhaber des Lehrstuhls für englische und amerikanische Philologie am englischen Seminar der Universität Köln. Er gehörte der im Oktober 1971 einberufenen Planungsgruppe ‚Bibliothekswesen im Hochschulbereich Nordrhein-Westfalen‘ beim Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen an. Diese erarbeitete eine Reihe von Empfehlungen – so die im Juni 1972 erschienenen ‚Empfehlungen für das Bibliothekswesen an den fünf Gesamthochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen‘¹. Die Struktur, die Organisation und das Selbstverständnis der Bibliotheken der am 1. August 1972 gegründeten Gesamthochschulen in Duisburg, Essen, Paderborn, Siegen und Wuppertal wurden von diesen Empfehlungen grundlegend geprägt. Darüber hinaus beeinflussten sie maßgeblich die heutige Struktur des gesamten wissenschaftlichen Bibliothekswesens in Nordrhein-Westfalen sowie die regionale Struktur der deutschen Bibliotheksverbundlandschaft².

Das von der Planungsgruppe empfohlene Gesamthochschulbibliothekskonzept war durch und durch auf ‚Rationalisierung‘ bzw. – wie man heute sagen würde – auf Effizienz ausgelegt. Die ‚Serviceorientierung‘ der neuen Bibliotheken sollte dadurch jedoch nicht beeinträchtigt werden.

Was aber waren die Services, die die neuen Bibliotheken erbringen sollten? Ein Blick in die ‚Empfehlungen‘ und andere Planungsdokumente der 1970er Jahre zeigt, dass der Fokus auf folgenden Aspekten lag:

- umfassende und schnelle Literaturbeschaffung,
- zügige Bereitstellung neu erworbener Literatur,
- Erschließung der erworbenen Literatur, überwiegend in systematischer Freihandaufstellung,
- Ausleihbarkeit des Großteils der Bibliotheksbestände,
- Schaffung einer modernen technischen Infrastruktur, zum Beispiel zum Kopieren von Literatur.

Man empfahl auch, ein „Angebot an Leseplätzen (Normalleseplätze, Carrels, Gruppenarbeitsplätze)“ zu schaffen, das „dem Bedarf entsprechen“ solle³ – wobei man annahm, dass eine be-

¹ Empfehlungen für das Bibliothekswesen an den fünf Gesamthochschulen des Landes Nordrhein-Westfalen. Zwischenbericht. Vorgelegt von der Planungsgruppe Bibliothekswesen im Hochschulbereich Nordrhein-Westfalen beim Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf, Juni 1972 (maschr., 72 Seiten); abgedruckt in: Bibliotheksverbund in Nordrhein-Westfalen. Planung und Aufbau der Gesamthochschulbibliotheken und des Hochschulbibliothekszenentrums 1972-1975. Hrsg. von Klaus Barckow, Walter Barton, Antonius Jammers, Roswitha Schwan-Michels und Gisela Süle. München 1976 (=Bibliothekspraxis, 19), S. 251-300; elektronische Veröffentlichung. Hrsg. von Dietmar Haubfleisch. Paderborn: Universitätsbibliothek, 2012: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:2-9429>

² Zur Arbeit der Planungsgruppe und ihrer Bedeutung s. u.a.: Dietmar Haubfleisch: Die Empfehlungen der Planungsgruppe ‚Bibliothekswesen im Hochschulbereich Nordrhein-Westfalen‘ beim Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 1972 bis 1975 und der Arbeitsgruppe für das Verbundsystem an den künftigen Gesamthochschulbibliotheken beim Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 1972. Paderborn: Universitätsbibliothek, 2012: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:2-9393>

³ Empfehlungen (wie Anm. 1), Abschn. 3.91.

darfsgerechte Anzahl an Arbeitsplätzen bei ca. 12% der Studierendenzahl läge⁴. Ansonsten spielte der Aspekt des Arbeitens und Lernens in den Planungen für die neuen Gesamthochschulbibliotheken keine bzw. nur eine geringe Rolle⁵.

Der Beitrag von Helmut Bonheim ist vor diesem Hintergrund bemerkenswert: Es ist kaum vorstellbar, dass er, der das o.g. ministerielle Empfehlungspapier explizit unterstützt hatte, seine Überlegungen zur Traumbibliothek nicht auch in die Diskussionen der Planungsgruppe eingebracht hatte⁶. Seine Position scheint jedoch nicht mehrheitsfähig gewesen zu sein. Mit seiner Veröffentlichung wollte er – wie er hier schrieb – an den „ganz ausgezeichnet[en]“ Plänen keine grundlegendere Kritik üben, jedoch lediglich einige „kleinere Korrekturen“ vornehmen.

Was Bonheims – insbesondere auf eigenen Erfahrungen in der Universitätsbibliothek in Cambridge basierende – Skizze (s)einer ‚Traumbibliothek‘ heute so erstaunlich, interessant und lesenswert macht, sind die auffallenden Parallelen zu den aktuellen, vermeintlich neuen Anforderungen an eine qualitativ hochwertige nutzerfreundliche und kommunikationsfördernde Ausgestaltung von Bibliotheksräumen⁷: Vor knapp 40 Jahren forderte Bonheim also nichts anderes als die heute bei Neu- und Umbauten im Mittelpunkt stehende Ausgestaltung von Bibliotheken als attraktive Arbeits- und Lernorte, verstanden als ‚third places‘, das heißt: als inspirierende Orte zwischen beruflichem Arbeitsplatz und privatem Wohnraum – wie sie sich historisch vermutlich am ehesten im Wiener Caféhaus manifestiert haben.

Dietmar Haubfleisch, 01.08.2012

⁴ Empfehlungen (wie Anm. 1), Abschn. 5.16.

⁵ In einem 1976 von Antonius Jammers (geb. 1937), damals Referent für Bibliotheks- und wissenschaftliches Informationswesen im Wissenschaftsministerium und Leiter der Planungsgruppe ‚Bibliothekswesen im Hochschulbereich Nordrhein-Westfalen‘, gemeinsam mit Dieter Stäglich (geb. 1941), dem ersten Leiter der Gesamthochschulbibliothek Wuppertal, veröffentlichten Aufsatz heißt es mit unmittelbarem Bezug auf Bonheims Text etwas verschämt, dass mit den – damals noch nicht in Betrieb befindlichen – neuen Gebäude der Gesamthochschulbibliotheken „keine ‚Traumbibliotheken‘ entstehen dürften“, dass aber dafür Sorge getragen werde, „mit Auskunfts- und Aufsichtsstelle am Eingang und mit mehreren kleineren, durch Regale eingerahmte Lesezonen, denen jeweils Literatur bestimmter Fachgebiete zugeordnet sein wird“, „eine freundliche Arbeitsatmosphäre“ zu schaffen“ (Antonius Jammers und Dieter Stäglich: Die Bauplanung für die Gesamthochschulbibliotheken. In: Bibliotheksverbund in Nordrhein-Westfalen. Planung und Aufbau der Gesamthochschulbibliotheken und des Hochschulbibliotheksentrums 1972-1975. Hrsg. von Klaus Barckow, Walter Barton, Antonius Jammers, Roswitha Schwan-Michels und Gisela Süle. München 1976 (=Bibliothekspraxis, 19), S. 185-229, hier S. 190). – Ein zweites Mal ging Jammers – wieder mit explizitem Bezug auf Bonheim – in einem Aufsatz 1979 kurz auf den Aspekt der ‚Arbeitsatmosphäre‘ in Hochschulbibliotheken ein: Antonius Jammers: Zum Bedarf an Leseplätzen in Hochschulbibliotheken. In: Vom Bauen neuerer Bibliotheken. Erinnerungen, Erfahrungen, Planungen. Hrsg. von Rolf Fuhlrott. Wiesbaden 1979 (=Das Buch und sein Haus, 2). S. 163-178; elektronische Veröffentlichung. Hrsg. von Dietmar Haubfleisch. Paderborn: Universitätsbibliothek, 2012: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:2-10232> (hier S. 172f.)

⁶ Empfehlungen (wie Anm. 1), Vorbemerkung.

⁷ Bisher kam es zu einer punktuellen Rezeption der ‚Traumbibliothek‘, als diese zwecks Charakterisierung des Anspruchs der Bibliotheksleitung der UB Oldenburg dem Bauprogramm für das neue Bibliotheksgebäude (eröffnet 1982) beigelegt wurde; s. dazu: Hans-Joachim Wätjen: Zwischen Wohnzimmeratmosphäre und Kompaktregalen. Die Neubauten der Universitätsbibliothek Oldenburg. In: ABL-Technik. Jg. 6 (1986), H. 2, S. 91-191, hier S. 96f.

Die Traumbibliothek

Wenn man in Nordrhein-Westfalen gleichzeitig 5 neue Gesamthochschulen plant, ist es fünffach wichtig, die dazugehörigen Bibliotheken so schön, so benutzerfreundlich und so effizient wie möglich zu planen. Die verschiedensten Planungsgremien und einzelnen Interessierten haben eine sehr vielfältige Literatur zu diesem Komplex ausgestoßen – Literatur, die man nach einem Schema des Literaturkritikers Kenneth Burke in drei Sparten einteilen kann: prayer, chart und dream, also Gebet, Plan und Traum. Die Gebete, insbesondere an den Finanzminister, haben die zuständigen Stellen absolviert. Die Pläne sind – wie ich glaube – ganz ausgezeichnet. Gebete wie Pläne verlangen aber vielleicht kleinere Korrekturen durch eine Aufzeichnung eines Traumes, nämlich den Traum eines Bibliotheksbenutzers.

Ich beginne mit dem Aufschreiben dieser Überlegungen während eines kurzen Aufenthalts in der Bibliothek der University of Cambridge, wo mein persönlicher Traum von einer Bibliothek zum Teil verwirklicht ist. Der Traum ist also hoffentlich nicht allzu abwegig. Es geht nicht um eine unrealisierbare Utopie, sondern um Eigenschaften und Einrichtungen, die sich verwirklichen lassen.

Immer wieder hört man von Studenten an deutschen Universitäten, daß sie nur zu Hause arbeiten können und daß die Atmosphäre unserer Bibliotheken der geistigen Arbeit nicht förderlich sei. Meine Traumbibliothek trägt deshalb Züge meines Wohnzimmers, besser gesagt, meiner Wohnung. Wenn ich einige Kapitel des vor mir liegenden Buches gelesen habe, kann ich mich in ein Nebenzimmer zurückziehen und eine Tasse Tee trinken. Zwischendurch kann ich meine Pfeife stopfen und rauchen und dabei weiterlesen. Während ich mir Notizen mache, sitze ich in einem bequemen Stuhl an einem Arbeitstisch; wird mir das zu unbequem und ich will nur lesen, wechsle ich auf einen Lehnstuhl über. Ich sitze in einer geschützten Atmosphäre, in der ich den Nachbarn – obwohl ich ihn manchmal höre – nicht sehen kann. Er stört mich auch nicht, da sein Stuhl keine klappernden Metallbeine hat und der Boden mit Teppich ausgelegt ist. Will ich meine Notizen ordnen, steht natürlich eine Schreibmaschine zur Verfügung. Das alles läßt sich nicht nur zu Hause, sondern auch in einer Bibliothek verwirklichen.

In der Bibliothek, in der ich hier in England sitze, arbeite ich beinahe so gerne wie zu Hause. Ich kann den ganzen Tag hier verbringen und arbeiten. An den meisten mir bekannten deutschen Universitäts- und Institutsbibliotheken ist dies kaum denkbar. Man sitzt dort des öfteren in einer Art Großraumbüro auf kunststoffbezogenen Stühlen, die im Winter kalt sind und an denen man im Sommer festklebt, die rechtzeitig für Bandscheibenschäden sorgen, die vier Metallbeine mit drei Gummipuffern daran haben und deshalb eine eigene Lautsprache sprechen, wenn meine Nachbarn aufstehen oder sich wieder hinsetzen. Diese Stühle sind natürlich genormt und nehmen keine Rücksicht darauf, ob ich 1,50 m oder 1,95 m groß bin. Zugegeben, dieser Stuhl ist abwaschbar, aber von wem sollen heutzutage die Stühle in einer Institutsbibliothek abgewaschen werden? Es gibt auch keinen Nebenraum, in dem ich rauchen und dabei weiterarbeiten darf, dafür aber eine monumentale Eingangshalle, auf die der Architekt und die ministeriellen Würdenträger bei der Gebäudeeinweihung sicher sehr stolz waren. Ich darf auch keine Schreibmaschine benutzen, da kein separater Raum dafür vorgesehen ist und auch keine Diele mit Schreibmaschinen, die man zwei Stunden lang für den Einwurf von etwa 1,- DM benutzen darf, wie man sie in manchen amerikanischen Universitätsbibliotheken oder in der Schweizer Nationalbibliothek in Bern sieht.

Hier in Cambridge denkt man dagegen seit Jahren an den Benutzer, der keine Wartezimmeratmosphäre ertragen will, sondern tagelang in der Bibliothek zu arbeiten und zu leben gewillt ist. Hier bin ich von meinem Gegenüber durch eine Blende abgeschirmt, ein Buchständer hält mein

Buch offen und in einem günstigen Winkel, so daß meine Hände frei zum Abschreiben und Notieren sind. Das Licht ist individuell regulierbar – dies wird sicher als teurer Spaß angesehen, bis man bemerkt, daß bei der Ausleuchtung eines nur zum Teil besetzten Lesesaals dadurch sehr viel Strom gespart werden kann. In meiner Nähe stehen nicht nur Kopiergeräte bereit, sondern auch Mikrofilmlesegeräte (aber nicht in Kammern, die besser als Schwitzkästen dienen!), und vom Foyer aus kann ich natürlich auch jederzeit telefonieren. Ein Äquivalent für "Sofortausleihe" ist nicht geläufig, da jeder in das Magazin kann, um sich die gewünschten Bücher sofort selbst zu holen. Das Schimpfwort "magaziniert" gibt es also nicht.

Mittlerweile müßte klar geworden sein, worauf ich hinaus will. Es geht um eine Bibliothek, in der man gerne sitzt, gerne studiert, gerne forscht. Sie ist benutzerfreundlich, da sie die Bedürfnisse des Menschen und nicht nur des Nachschlagewerke benutzenden Lesers berücksichtigt. Im engeren Sinn ist sie also nicht "funktional". Ich vermute, daß jede richtig durchgeführte Benutzerforschung zu dem Ergebnis kommen würde, daß der Benutzer nur dort zur eigentlichen "Funktion", also zur wissenschaftlichen Arbeit angeregt wird, wo man auch seine menschlichen Bedürfnisse bedacht hat. Dieser Traum ist meines Erachtens auch mit den Prinzipien einer ökonomischen Haushaltsführung vereinbar. Ich habe mir z. B. in Cambridge sagen lassen, daß die Pflegekosten für einen Teppichboden angesichts der heutigen Arbeitslöhne niedriger sind als die Kosten für einen Parkett- oder Kunststoffboden; daß die Ledersessel in der Bibliothek in Cambridge 1934 angeschafft wurden und wegen entsprechender Pflege und gelegentlicher Reparaturen noch heute so brauchbar und bequem sind wie vor 39 Jahren und daß sich der tea-room im Untergeschoß weitgehend selbst trägt. Kein Wunder, daß ich – als ich im Ferienmonat August hier arbeiten wollte – im großen Lesesaal eine Zeitlang suchen mußte, um einen Arbeitsplatz zu finden. Ich denke zum Vergleich an unsere Institutsbibliothek, in der im August um 16 Uhr geschlossen werden kann, weil von etwa 165 Arbeitsplätzen nur noch zwei in Anspruch genommen werden. Kann man diese Bibliothek noch als "funktional" bezeichnen?

Nun sollten wir uns fragen, ob die Einrichtungen, die für die neuen Gesamthochschulen geplant werden, die Verwirklichung eines derartigen Bibliothekstraums überhaupt erlauben. Ich sehe zwei Nachteile in dem Wegfall der Institutsbibliotheken, die man vielleicht in Kauf nehmen muß, die aber auch vielleicht hier und dort ein gewisses Gegensteuern verlangen und erlauben.

Zum einen ist eine große Bibliothek – von einer Großraumbibliothek ganz zu schweigen – nicht so ansprechend einzurichten wie eine kleinere Bibliothek, obwohl sie rein rechnerisch eine größere Wirtschaftlichkeit haben mag. Es ist ganz natürlich, daß die Kräfte, die eine kleine Einrichtung betreuen, ein persönliches Engagement an den Tag legen, das in einer großen Einrichtung nicht zu erwarten ist. So kommt es, daß die Aschenbecher in unserer Institutsbibliothek aus privaten Spenden gekauft wurden (der öffentliche Haushalt hat natürlich keine Mittel für so etwas) und daß hier und dort an der Wand ein Bild hängt, das ein Mitarbeiter oder Student einmal mitgebracht hat. Dagegen bieten manche der neuen großen Bibliotheken den Anblick von Wänden, die man euphemistisch als "Sichtbeton" bezeichnet, also Flächen, so anregend wie die Innenwände eines Sarges.

Die kleinere Einrichtung besitzt noch einen ganz anderen Vorteil, eine andere Art von Benutzerfreundlichkeit: letzten Endes ist es eine Voraussetzung des Bibliothekstraums, daß unsere Bibliothek eine gute Versorgung mit Literatur einschließlich laufender Periodika anbietet. Nun ist uns doch bekannt – obwohl der Benutzer dies normalerweise nicht weiß –, daß eine Bibliothek, die vom Staat getragen wird, sich nicht von alleine vermehrt, daß zusätzliche Mittel nicht wie Geschenke vom Himmel des Verwaltungsapparats und des Landtags fallen; sie müssen erfeilscht und erkämpft werden. Ich denke hier u. a. an die Tatsache, daß der Bibliotheksetat unseres Instituts noch vor wenigen Jahren 15.000,- DM im Jahr betrug und daß er seitdem wegen außeror-

dentlicher Anstrengungen auf etwa das dreifache angewachsen ist. In den letzten Jahren haben meine Mitarbeiter und ich an Anträgen gefeilt und gebastelt, die in der Zuwendung einer amerikanischen Stiftung von 100.000,- DM, einer Unterstützung der Stiftung Volkswagenwerk von wiederum 100.000,- DM und einer weiteren einmaligen Unterstützung eines anderen Geldgebers von 94.000,- DM resultierten. Man kann sich vorstellen, daß derartige Zuwendungen es uns erlaubt haben, Lehre und Forschung mit einem ganz anders gearteten Bibliotheksinstrument zu formen. Wenn einmal solche – zugegeben wenig effizienten – Einrichtungen wie unsere Institute eingestampft und in größere Einrichtungen wie es so schön heißt "integriert" werden, wer wird sich dann für sie persönlich und tatkräftig einsetzen? Wer wird sich dann darum kümmern, daß unsere Bibliotheken nicht nur verwaltungsfreundlich, sondern auch expansionsfreudig sowie benutzerfreundlich gestaltet werden?

Nicht nur die sogenannten Informationsträger, sondern auch die Dienstleistungen sind bei den kleinen Einrichtungen oft weitaus zufriedenstellender als bei den großen. Ich denke hier z. B. an eine Bestandsaufnahme der philologischen Zeitschriften unserer Fakultät, die zwei meiner Studentinnen im Sommer 1966 erstellten. Noch heute erleichtert uns dieses Verzeichnis das Aufspüren weniger bekannter Periodika und hat dem Staat, da man unnötige Doppelbeschaffungen verhindern konnte, sehr viel Geld gespart. Dieses Zeitschriftenverzeichnis wurde innerhalb von 6 Wochen von Studentinnen erstellt, die dessen Notwendigkeit einsahen und sich dafür einsetzten, bis die Arbeit fertig stand. Der Versuch unserer zentralen Einrichtung, eine korrigierte, erweiterte und verbesserte Auflage zu erarbeiten, ist noch nicht gelungen, obwohl die Angaben auf IBM-Karten übertragen werden konnten und teure, komplizierte Einrichtungen zur Verfügung stehen, die mit elektronischer Geschwindigkeit Informationen verarbeiten können. Es gibt nun einmal Gebiete, bei denen der Computer – für manche Aufgaben sicher geeignet und effizient – die Arbeit ungemein verteuert und zu einem Schnecken tempo verlangsamt. Indem wir größere Einrichtungen schaffen, die ohne Computer-Einsatz nicht denkbar sind, laufen wir Gefahr, die Bibliothek für ihre Benutzer statt zu einem Bibliothekstraum zu einem Alptraum werden zu lassen.

Es mag sein, daß auch die größere Bibliothekseinheit benutzerfreundlich gestaltet werden kann, wie die Universitätsbibliothek in Cambridge beweist, aber geht das auch unter deutschen Verhältnissen? Die Erfahrung spricht vielleicht dagegen. Auf jeden Fall scheint es mir möglich, wirklich funktionale Bibliotheken in Nordrhein-Westfalen zu entwickeln, wenn die Planer nicht nur gut planen und beten, sondern auch gut träumen.